



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Vloten, H. Vortisch van: Auf der Außenpraxis eines Missionsarztes in China

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Auf der Außenpraxis eines Missionsarztes in China

Von Dr. H. Dortisch-van Vloten, Basler Missionsarzt in Ho-yuen, Provinz Kanton



Im Vergleich zu der Außenpraxis eines Arztes daheim beansprucht die eines Missionsarztes bedeutend mehr Zeit und Kraft; denn unter drei Tagen kommen wir kaum weg; sie ist dafür aber auch um so interessanter. Ich will jetzt davon schweigen, wie ich vor Jahren an der Westküste Afrikas zu Fuß und zu Rad, in Hängematten und im Schiff auf steilen bergigen Pfaden, durch öde Steppen, durch das Gewirr des geheimnisvollen Urwalds, auf breitem Strome oder durch dorferreiche, kataohebaute Striche ziehen mußte, um Missionaren oder andern Europäern auf entlegnen Stationen in Krankheitsfällen dienlich sein zu können; eines ist sicher dabei, daß man nämlich dort, abgesehen von Schlangen und etwa Hyänen und Leoparden, keiner Gefahr des Lebens begegnet ist, während hier im alten Kulturland China Räuber einem das Leben schwerer machen können als wilde Tiere. Aber ist schon allgemeines Raubgefindel, mit dem die Soldateska oft noch gemeinsame Sache macht, eines Kulturstaats unwürdig, wie viel mehr das Fehlen von Ärzten und Eisenbahnen! Beides sind leider notwendige Übel für ein Land; aber bei den vielen Übeln, die China zurzeit noch aufweist: diese zwei vermißt man im Innern vollständig, denn von einer medizinischen Wissenschaft weiß man in China nichts — Wissenschaft im Sinne einer Hochschulfakultät —, und der Einrichtung von Eisenbahnen stand bisher das Unvermögen, sie zu bauen, und die alles Leben beherrschende Lehre der Geomantie entgegen, da ja gerade Schienenwege dem heiligen Drachen ein Greuel sind, dem Drachen, dem zulieb so ziemlich alle Pfade — Straßen gibts nicht — gewunden sind, und dem zur angeblichen Verfügung und zur Drainierung seiner Adern oft große Brücken gebaut werden, während die Leute selbst für ihre Bedürfnisse gar manchmal keinen Steg über die Flüsse haben oder bestehende wieder abreißen, weil der Geomant es so für gut hält!

So sind wir Missionsärzte denn übel dran, weil wir weit und breit die einzig Wissenden und daher weit und breit gesucht sind. Oft, bei dem Flußreichtum Chinas, kann man im Segel- oder Ruderboot ans verlangte Ziel gelangen, öfters aber sind wir auf die Sänfte angewiesen oder benützen das Pferd. Die Reise in der Sänfte ist meist eine wacklige Sache; denn erstens wird man oft so schlecht getragen, daß man wirklich seekrank wird, und zum

andern kanns passieren, daß die Träger, leider immer noch vielfach Opiumraucher, einen irgendwo abstellen und sagen: tso m tet, zu gut deutsch: wir können nicht mehr!

So war ich froh, daß mir ein Pferd zur Verfügung stand, als ich kürzlich zu einem zwei Tagereisen entfernten Patienten gerufen wurde; weniger angenehm war es, daß der Ruf gerade in eine Zeit fiel, wo Cholera in der Stadt herrschte, vereinzelte Fälle von Pocken vorkamen und das Gespenst der Pest da und dort auftauchte; so befahl ich Weib und Kind dem Schutze des Höchsten und ritt des Morgens früh von meinem im Rohbau fast fertigen Spital hinunter ans Flußufer. Gelbe Fluten mit unzähligen Schaumkugeln trieben talabwärts; das tiefe Bett, sonst halb mit sichtbaren Sandbänken erfüllt, zeigte nur noch niedrige Böschungen, und fast schien es, als ob heuer eine zweite Hochflut entstehen würde und wie im letzten Juni die verheerenden, verschlingenden Wasser von neuem das weite Land überschwemmen und auch unsre Station umringen und umrauschen wollten! Doch die Sonne stand ja am klaren Himmel, und keine Wolken ließen vorderhand weitem Regen befürchten. Die Fähre, ein großes Ruderboot, setzte uns nach einviertelstündiger angestrenzter Fahrt am jenseitigen Ufer ab; mein Träger lud sich die an einer Tragtange pendelnde Last meiner zwei Reisekörbe auf die Schulter, mein Knecht die Kiste mit chirurgischen Instrumenten und mein Bettzeug, und ich bestieg mein Pferd: es ging in den leider schon nicht mehr frischen, sondern heißen Morgen hinein durch zunächst schattenloses Hügelland dem Osten zu. Mein Kößlein schaute sich bedächtig um und ging lieber im schmutzigen weichen Graben als auf dem schlechtgepflasterten Pfade; das erste, wovor es stutzte, war ein auf einem Hügel stehender Backstein Sarkophag, der jedenfalls im Innern einen Holzarg verschloß; komme ich nach wenigen Monaten oder Jahren hier wieder vorbei, so wird das Grab nicht mehr dastehn, denn es ist nur ein temporäres Gebilde: bald wird der Geomant den richtigen Ort und die günstige Zeit herausgefunden haben, um die eigentliche Beerdigung vornehmen lassen zu können; dann graben die Kinder den Leichnam ihres Vaters oder ihrer Mutter aus, putzen die Knochen sorgfältig, stellen sie in einem sogenannten gim ang, das heißt Goldtopf, einem irdenen Krüge, irgendwo ins Freie, und am glückbringenden Tage, nachdem an einem Abhang das runde, sesselförmige Grab errichtet worden ist, wird unter Feuerwerk, Schalmeimusik, Beschwörung der Geister durch buddhistische Priester das saubere Knochenwerk bestattet, um vielleicht nach kurzer Zeit von neuem versehen zu werden, wenn nämlich Unglück in die Familie kommt, und der Geomant dabei herausfindet, daß das Grab der Eltern nicht am richtigen Ort placiert worden sei!

Die größere der zwei Pagoden der Stadt schaute uns noch lange nach, und da wir eher stiegen als abwärts zogen, so konnte ich, wenn ich zurückblickte, noch lange die zinnenbewehrten Mauern und die hohen Tore der Stadt sehen, wo ich meine Lieben zurückgelassen hatte.

Nach etwa halbstündigem Ritte kamen wir an ein breites Wasser ohne Brücke und Steg, aber ein in der Nähe liegendes Schiff brachte uns trocken hinüber, nachdem sich die Schiffer erst hatten versprechen lassen, daß sie Lehm-erde von dieser Gegend für den Bau des Spitals liefern dürften. Nicht immer trafen wir so gutwillige Fergen an den vielen Flüssen, über die wir zu setzen hatten, und so mußten meine Begleiter eben oft durchwaten und mein Pferd ebenso, wobei ich die Beine hochzog und meist dennoch naß wurde. Immerhin überschritten wir auch manche Brücke, wenigstens die Träger, während ich vorzog, dem Zentrum der Erde näher zu bleiben und die Gesetze des Falles und der Schwerkraft praktisch nicht mehr auszuprobieren.

Höchst malerisch sind jene Brücken, die sich aus Steinen erbaut in zierlicher Wölbung von einem Ufer zum andern spannen; ohne Bedenken vertraut man sich denen an, die aus vier bis fünf Meter langen, zu zwei oder drei nebeneinanderliegenden Granitsteinen gebildet sind, ebenso den Schiffsbrücken; aber besonders gefährlich für das Pferd sind die Holzbrücken, weil sie schwanken und wiegen, und weil man die Bretter meist im Zickzack über den Fluß gelegt hat, um breite Pfeiler zu sparen. Am traurigsten aber sind doch die Brücken, die ... nicht mehr sind! Noch ragen einige Pfeiler, vielleicht besteht auch noch die eine Hälfte der Wölbung oder der Bretter, aber wer glaubt, daß eine solche Brücke etwa wieder aufgebaut werde, der täuscht sich in der Mehrzahl der Fälle. Denn wer wagte es, das Werk Verstorbner zu verbessern und etwas zu ändern an dem, was die Ahnen getan haben? Nein, man fürchtet die Rache der Brückenerbauer, deren Namen am Ufer eingraviert sind in einen Stein, der, so sagen böse Leute, unter Umständen teurer herzustellen war als das Werk, dessen Ruhm es kündigt! Einstweilen kümmert sich in China die Regierung nicht um Straßen- oder Brückenbau im weisen Vertrauen auf die Lehre des Konfuzius, daß das ebenso wie Errichtung von Spitalern und Schulen ein frommes Werk sei! Warum sollte da die Regierung guten Werken die Gelegenheit vorwegnehmen? Da müßte sich die Regierung noch in vieles mischen, was bis jetzt nicht ihre Sache war; nur einige Beispiele: ein Vater darf ohne weiteres seine Kinder töten; der Mandarin steht bei seinen Prozessen mehr aufs Geld als aufs Recht; fällt jemand aus einem Passagierboot ins Wasser und ertrinkt, so kümmert sich, wie ich selbst Zeuge war, kein Mensch vom Schiff darum und ebensowenig die löbliche Polizei (außer einem andern Missionar und mir hat keiner den Unglücklichen ans Ufer gezogen, Wiederbelebungsversuche gemacht oder ihn auch nur angerührt! Das einzige, was sie taten, war zusehen und am Ende, als ich des Toten Antlitz verdeckte, zu mir sagen: *yu sim*, das heißt „haben Herz“, oder „du bist sehr freundlich!“).

Nach einstündigem Marsche erreichten wir eine sogenannte Außenstation von Ho-yuen, das heißt das Haus eines Hilfskatechisten. Es besteht aus drei Räumen: in der Mitte, nach vorn offen, ist die kleine Kapelle mit einfachem Altar und einigen Bibelsprüchen an der Wand; rechts und links

davon liegt je ein Zimmerchen für den Katechisten und seine Frau. Das ist Kirche und Pfarrei! Wir verbeugen uns gegenseitig mit zusammengelegten Händen (Händedruck gibts hier nicht), und in kleinen flachen (oft sehr unsaubern) Tassen wird uns Tee angeboten, der überall zu jeder Stunde zu haben ist. Auch die Wasser- oder eine lange Rohrpfeife wird gereicht, was ich aber dankbar ablehne, um mich ans eigne Instrument und Kraut zu halten.

Der Pfad führt nun von da an statt durch spärlich begrastetes Hüggelland durch fruchtbare Strecken, bebaut mit raschelndem Zuckerrohr, mit smaragdgrünem Reis, mit Süßkartoffeln, Erdnüssen und grünem Gemüse. Über einen niedern Paß gelangen wir in ein weites Tal, und nun gehts stundenlang unter den sengenden Strahlen der Sonne vorwärts auf den kleinen Böschungen, die überall die Reiszelder einrahmen und das Wasser zusammenhalten, das für das Wachstum so nötig ist. Leute, die uns begegnen, haben entweder ihren altmodischen papiernen Sonnenschirm oder einen modernen japanischen Entoutcas aufgespannt, oder sie tragen ihre breitrandigen Regenhüte, in der rechten Hand den unvermeidlichen Fächer, den jedermann vom König herab bis zum Köhler, vom Reichen bis zum Bettler, vom Bücherleser bis zur Stallmagd grazios zu handhaben weiß.

Im Schlamm der Reiszelder — bald schon winkt die zweite Ernte — waten hochgeschürzt Männer, Frauen und Kinder und drücken mit ihren Füßen das reichgedüngte breite Erdreich an jede Reisztaude heran. Dort schwingen zwei kräftige Leute geschickt einen Eimer auf und ab, um aus einem Sumpfe Wasser in ihr höher gelegnes Reiszfeld zu schöpfen; wesentlich praktischer aber sind am Flusse die zahlreichen Wasserräder, die in hohlen Bambusstangen das unten aufgenommene Flußwasser oben in eine Rinne ausleeren, die es in das Feld leitet. Hin und wieder sieht man kleine Zungen auf den spärlichen Grasplätzen ihre Herden hüten, die kleinen gelben Kühe und die Wasserkühe; diese verweilen allerdings noch lieber im Flußbett, wo sie sich stundenlang ins tiefe Wasser legen, um wiederkäuend ihren grämlichen, dämlichen, weitgehörnten Schädel besonnen zu lassen.

Diesen Wasserkühen gehn wir Europäer am liebsten aus dem Wege, denn unsre helle Kleidung und unser Aussehen reizt sie oft zu Angriffen gegen uns, die leicht gefährlich werden; andre aber wenden sich bei unserm Anblick mit Abscheu hinweg und suchen das Weite. Nicht viel anders machen es die Chinesen selbst; der Ehrenname aller Europäer: fan kwui, das heißt fremder Teufel, ist noch oft zu hören, und noch oft hat man bei Einkehr in einem Gehöfte das Gefühl, daß man sehr unwillkommen sei, und daß es im Herzen des schönredenden Chinesen heiße: „Geh hin, wo der Pfeffer wächst; was bringst du mir deine bösen Geister ins Haus!“ Andre starren uns an, wie man Bestien in der Menagerie anguckt; wieder andre würdigen uns in ihrem Stolz keines Blickes oder verletzen absichtlich die Höflichkeit, um uns zu kränken; während sie zum Beispiel unsern Knecht nach seinem kau siang, das heißt seinem hohen

Geschlechtsnamen fragen, sagen sie uns gegenüber nur: *ngi siang mak gai?* — wie heißt du? Viele betrachten es freilich doch als eine Ehre, wenn wir in ihre „elende Grasshütte“ eintreten, „das Licht des Hauses vermehren“ und „ihnen Angesicht (Ansehen) geben“.

Wie atmet man auf, wenn es durch kleine Haine breitästiger Laubbäume geht oder über föhrenbewachsene Hügel, denn der geringste Schatten ist Labsal! Und wie mundet ein Schälchen heißen Tees in den Teehütten, die uns allüberall einladen; denn jeder Schritt fast kostet einen Schweißtropfen, und eine brennende Röte verbreitet sich über meinen Nacken und meine Hände, wie weiland bei Wanderungen auf den Schneefeldern der Schweiz, und so freut sich der Durst, daß es in China so viel Tee und so viel Wasser und so viel Teehütten gibt, während ich in Afrika immer nur auf das angewiesen war, was ich selbst bei mir trug. In den Teehütten kann man auch Reis, Gemüse, Fische, Fleisch usw. bekommen, und wenn es dem Europäer nicht allzusehr vor schmutzigen Schüsseln und klebrigen Eßstäbchen graust, und er zuvor nicht gesehen hat, wie mit den bloßen Händen das Gericht angemacht worden ist, der soll nur eintreten — es ist inzwischen Mittag geworden — und soll sich Leckerbissen bestellen wie Fischblasen, Haifischflossen, Vogelnester, Holothurien und schwarze Eier; ich selbst ziehe vor, noch eine halbe Stunde weiterzureiten und mir dort in jenem Dörfchen von der Frau Katechistin Reis und Zukost bereiten zu lassen; sie hat allem Anschein nach einmal bei Missionaren in Dienst gestanden oder doch gesehen, was nach europäischen Begriffen sauber ist.

Die zweite Hälfte des Tages zog sich der Weg meist dem Ufer eines ordentlich breiten Flusses entlang; manches weißschimmernde Floß glitt an mir vorbei, dagegen sah ich nur wenige jener charakteristischen Boote, die für ihre Besitzer meist Haus und Heimat bedeuten. Am liebsten ritt ich etwas voraus — an Kreuzwegen fanden sich ja stets Granitsteine, auf denen als Wegweisern die nächsten Orte eingeschrieben waren — und setzte mich dann, um auf die Träger zu warten, entweder auf ein Grab, von wo man wegen des *fung schui's*, das heißt der „Wind- und Wasserlehre“, meist eine herrliche Aussicht auf Hügel und Berge hat, oder ich erquickte mich im Schatten eines Opferhaines, denen man immer wieder begegnet; steht doch fast unter jedem großen einzelnen Baume ein altes Gözenbild mit Altar, auf dem Speise und Weihrauchstäbchen geopfert werden; oft hängen auch am Stamm und Geäste unzählige Totivtafeln, die von der Wunderkraft des Gözen erzählen. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit erreichten wir *Kim heu*, das Ziel des Tages, wo wir beim Basler Katechisten geräumige Unterkunft fanden.

Es war noch Nacht, als ich am andern Morgen um vier Uhr aufstand, mein primitives Bett zusammenpakte und eine Schale Tee zum Frühstück nahm. An einer Berglehne zog sich der Weg dahin mit dem Blick in ein Tal, aus dem feuchte Morgennebel gen Himmel stiegen; die Sonne hatte noch nicht Zeit gehabt, über jenen hohen Paß zu klimmen, den wir heute ersteigen mußten, um

ein andres Flußgebiet zu erreichen. Es war ein herrlicher Ritt in der Kühle des Morgens:

Die Nebel all entschweben
Dem Fluß und tiefem Land,
Sie spinnen und sie weben
Den Bergen ein Gewand.

Wie heilig des Morgens Schweigen!
Streif' stille Bäume ich,
So träufet von den Zweigen
Des Segens Tau auf mich.

Ich steig auf steilen Wegen
Zum Höhenwald empor,
Verborgner Sonn entgegen
Im Purpurockentor.

Bald ritt ich, das Tal und die sich hoch hinauf ziehenden Reisfelder zurücklassend, durch dichten Wald und freute mich des blühenden dichten Gefträuches, der mächtigen zierlichen Farne, der knorrigen Föhren und der gewaltigen Laubbäume! Man kommt so selten durch Wald; fast alle Berge sind abgeholzt, und nur auf dem Kamme sind noch einzelne Föhren stehengeblieben, sodaß die meisten Höhen von fern aussehen, als hätte der liebe Gott ein paar Noten auf sie gesetzt.

Kurz bevor wir den Paß erreichten, hatte ich noch einen Unfall; eine schmale Holzbrücke kam, und ich versuchte, mein Pferd an der Leine hinüberzuführen; da, beim Tritt aufs andre Ufer, gab das Erdreich nach, das Pferd glitt aus und stürzte vier bis fünf Meter in die Tiefe; ich glaubte es schwer verletzt! Aber es war hart an einem Felsen vorbei auf Sand gefallen, sprang gleich wieder auf und weidete das saftige Gras ab, das da unten am Bache wuchs!

Steiler als hinauf auf die Paßhöhe, wo einige Kaufläden und Teehütten stehn, ging es hinab ins andre Tal zunächst auf Hunderten von rohen Stein-
stufen, dann auf Sandwegen. Gottlob hatten wir kein Begegnis mit Räubern, die gerade in jenen Tagen diese etwas einsame Gegend unsicher machten. Endlich kamen wir aus der Enge waldiger Bergeinsamkeit in die Weite des Tales, das sich vor uns mit einem burggekrönten Hügel malerisch abschloß, und je näher wir auf den am Flußufer eben sich hinziehenden Wegen kamen, um so deutlicher wurde dieses Kastell und seine Umgebung; über den Hügel lief eine hohe Mauer, und diese Mauer wiederum wurde von einer Stadt ausgesandt, die unten am Fuße der Anhöhe lag. Wie mittelalterlich, trutzig und wehrhaft erschien die Stadt selbst mit ihren gewaltigen acht bis zehn Meter hohen zinnenversehnen Mauern und malerischen Toren; es war Yun on = ewige Ruhe, eine handelsreiche Kreisstadt, Sitz eines Kreis- und Militärmandarins. Fast wäre hier in den engen Gassen, wo kaum der Himmel hineingucken kann, und wo immer großes Gedränge herrscht, ein zweites Unglück mit dem Pferde passiert; ein bissiger Hengst der Soldaten kam hergerannt, und als ich abgestiegen war, riß sich mein Pferd los und raste mit dem stürmischen Freunde durch die nächste Gasse! Überall großes Geschrei der Händler, die auf Bänken

an der Straße ihre Waren liegen hatten; großer Auflauf und lange vergebliches Bemühen, die zwei Liebhaber auseinanderzubringen; denn kam man dem Hengst von vorn zu nahe, so biß er, versuchte man von hinten seiner habhaft zu werden, so schlug er aus! Schließlich aber wurde der homo sapiens doch Herr über die aller Vernunft baren Bestien, und hochehobnen Hauptes ritt ich das Osttor hinaus, um eben noch vor Dunkelheit Ho schu wan, das Ziel der Reise, zu erreichen.

Es liegt nicht im Plane dieser Zeilen, von meiner speziellen ärztlichen Arbeit zu reden, sondern eben von den allgemeinen menschlichen Erlebnissen bei Ausübung meiner Außenpraxis ein wenig zu erzählen. Nach zwei Tagen konnte ich meinen Patienten wieder verlassen und zog denselben Weg wieder heim. Als ich in der ersten Morgenfrühe durch die Stadt kam, taten die Kaufleute eben ihre Läden auf, zündeten Weihrauchstäbchen vor dem meist im Laden stehenden Hausaltar an und ließen Feuerfrösche los, um alle bösen Geister der Nacht zu verjagen. Manche zählten wohl auch mich dazu, und ich war froh, als ich aus den stinkenden Gassen der Menschheit wieder in Gottes freie Natur hinauskam. Alles ging gut in den zwei Tagen der Heimreise, bis einige Stunden vor Ho-yuen; da geriet ich in ein starkes Gewitter, dessen Macht mein Regenschirm nicht ganz gewachsen war. Aber die Freude, gleich daheim zu sein, war stärker als Sturm und Regen und zauberte Sonnenschein in mein Herz.

Während meiner sechstägigen Abwesenheit waren natürlich allerlei Patienten vergeblich gekommen; der Missionar hatte ausgeholfen, wo er konnte, so bei einer Opiumvergiftung, die sich meist Frauen infolge von Unverträglichkeit mit der Schwiegermutter zuziehen, und bei zwei Cholerafällen; leider verpaßte ich auch die Einweihungsfeier eines Hauses (das heißt alten Tempels), worin Opiumraucher von Amts wegen von ihrer Sucht geheilt werden sollen; der jetzige Kreismandarin gibt sich viel Mühe, die Schäden des Volkes zu heilen. Vorderhand kann ich selbst noch nicht viel in der Sache tun, da das Spital noch nicht fertig ist, und ich nicht weiß, ob Freunde daheim mir so viel Geld schenken, daß ich mit Opiumsüchtigen die etwas kostspielige Kur vornehmen kann, zumal da wir infolge des Schadens durch die letzte Hochflut und andre Umstände sowieso mit dem von Basel bewilligten Gelde nicht auskommen! Aber wir treiben ja nicht nur deutsche Kulturarbeit im Reiche der Mitte, sondern auch Arbeit im Namen unsers Gottes, und so wollen wir nicht verzagen, sondern neben hilfbereiten Freunden daheim auf Jhn hoffen, von dem gesagt ist: „Alle eure Sorge werfet auf Jhn.“

Es gibt Leute — besonders Frauen, sagt man —, die keinen Brief schreiben können ohne Postskriptum. Und so muß auch ich meine Berichte über Fälle von Außenpraxis meist mit einer Nachschrift schließen, mit der nämlich: bin nochmals gerufen worden! Auch diesmal! Nur ging alles unter erschwerenden Umständen, denn ich war auf Reisen, fern in der Nordostecke der Kantonprovinz,

in Ka ying chow, wo mein Kollege, Dr. Wittenberg, einem Missionspitale vorsteht. Mein Patient, dem es von neuem schlecht ging, hätte natürlich gern ein Telegramm geschickt, aber bei uns gibts weder drahtlose noch drahthabende Telegraphie, und so blieb nichts übrig, als einen menschlichen Boten zu schicken, der vier Tage brauchte. Vier oder fünf Tage hätte auch ich zur Hinreise nötig gehabt, also hätte der Kranke mindestens acht Tage warten müssen; Zeit genug, gesund zu werden oder — zu sterben! Doch, ich wurde gerufen! Da gibts meist kein langes Philosophieren, sondern einfach ein kurzes Gebet um Weisheit und Leitung, und dann steig ich aufs Pferd! Drei Tage hatte ich bereits hinter mir, als mich ein neuer Bote traf mit der Meldung, es gehe wieder gut! Ich hielt an und ruhte einige Tage. Da, wieder Nachricht: „womöglich gleich kommen“. Ich wollte auf dem kürzesten Wege hinreiten, aber mein Führer zog mich dabei über die höchsten Berge und in die tiefsten Täler, sodaß ich nur selten das Pferd brauchen konnte und nicht in einem Tage das Ziel erreichte. Endlich am zweiten Tage, nach einem heißen Ritt, mittags um zwei Uhr kam ich an und fand — meinen Patienten fast wieder normal! Ich gedachte des Spruches: „Schon die Nähe eines Weisen beruhigt die Seele“, wandte ihn getrost auf den Arzt in mir an und zog fröhlich und dankbar wieder heim.



Die Bibel in neuer Gestalt



Das Buch der Bücher — weiten Kreisen erscheint es gewiß in unsern Tagen anmaßend, dem alten Bibelbuch diesen Namen zu geben; aber wenn man auch nur den Fleiß und die Treue ansieht, womit sich die Menschheit müht, sich dieses Buch immer neu anzueignen, sich seines Inhalts immer tiefer und gründlicher zu bemächtigen, ihn in immer neue Form zu fassen, um möglichst vielen seinen Reichtum zu erschließen, dann wird jedem etwas von der Berechtigung dieses Namens fühlbar: das Buch der Bücher. Wir möchten heute unsre Leser auf einige in der letzten Zeit erschienene Werke aufmerksam machen, die jedes in eigentümlicher Weise und jedes besondern Bedürfnissen entgegenkommend zum Verständnis, zum Genusse, zum rechten Gebrauch der Bibel helfen wollen.

Ein ganz eigentümliches und in seiner Art bedeutendes Unternehmen ist die Ausgabe der Bibel, die jetzt der Verlag von George Westermann in Braunschweig veranstaltet (Die Bücher der Bibel. Herausgegeben von F. Kahlwes. Zeichnungen von E. M. Lilien. Zehn Bände zu je fünf bis zehn Lieferungen. Preis der Lieferung 1,50 Mark). Es soll hier die Bibel nicht als das kirchliche Volksbuch geboten werden, auch nicht ein rein wissenschaftlicher Zweck mit der Ausgabe verfolgt werden, vielmehr soll die Heilige Schrift hier als ein